Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 52

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Gugenheim, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-650126

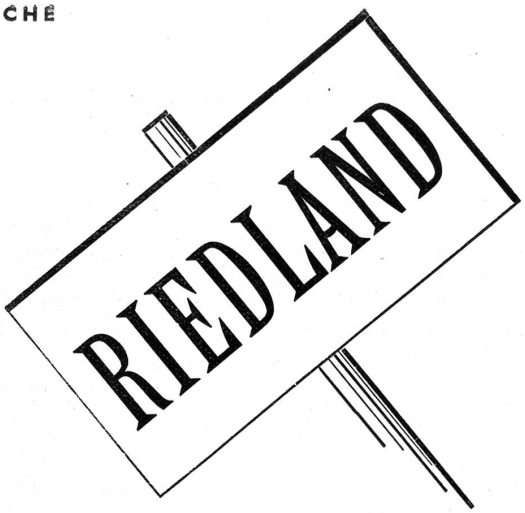
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

6. Fortsetzung

Die Tauben flogen erschreckt auf die Dächer, die Mädchen fassten sich fester um die Hüften, die Knaben standen barfüssig ganz vorn nahe am Kreis und die Musik stieg wie ein künstlicher Baum vor ihnen in den Abend. Ihr innerstes Mark bestand aus den Basstrompeten, ihre Wurzel war die Pauke, die Reitertrompeten waren die ausladenden Aeste, zwischen den flirrenden Blättern der Flöten hingen die glitzernden Blüten des Triangels.

Dann klopfte der Dirigent mit dem Stab auf das Pültchen, winkte energisch ab und ein wenig jämmerlich fiel das ganze Trugbild zusammen. Er versteifte sich auf eine besonders heikle Passage. Die drei Es-Trompeten mussten allein die Stelle nochmals wiederholen, in der schwierige und schmerzhafte Halbtöne vorkamen. Niemand lachte. Das Motiv bestand aus vier sehr hohen, beinahe gleichen Tönen, und wiederholte sich drei Takte lang. So, der Bässe, der Pauke und der Trombonen entkleidet, klang es schauerlich und wild wie ein Weckruf, blechern, schrill und nicht mehr menschenähnlich.

Es klang über den See, der entschwundenen Sonne nach. Bieli hörte es an seinem Scheitbock in der Bucht. Rochat und Marie hörten es; sie liessen sich los und blickten über die Spitzen des Schilfs hinweg in den blassen Himmel. Therese hörte es, die im Schatten des Röhrichts stand und fremd war im Abend. Helbling, der auf der dünnen Planke seines Nachens über den glasgrünen Abgründen schwebte und seine Schnüre einholte, die wortlosen Männer, die in ihrem Boote aus den Steinbrüchen heimkehrten, Baldegger, draussen im Ried, auf der obersten Plattform des Bohrturms, alle hörten den schrillen Vierklang. Das ganze Land wurde von den vier Tönen gestreift.

Diese Geschichte geht nicht weiter, als diese Töne im Lande reichen.

NEUNTES KAPITEL.

Nach dem Einbruch der Nacht begann ferne hinter den Schwyzerbergen der Donner zu grollen. In Theresens Küche lief das Wasser durch einen kurzen Schlauch in den Zuber. Aus unsichtbaren Ritzen pfiff ein plötzlich erwachter Luftzug durch die Wohnung. Es war derselbe Wind, der die Glockenschläge der Kirchuhr zerzauste, so dass sie manchmal ganz nah und dann wieder ganz ferne klangen.

Therese verschloss die Türe sorgfältig, umwickelte den Klöppel der Glocke mit einem Lappen, ging in die Stube, bedeckte den Käfig der Elster mit einem Tuch. Dann sass sie einen Augenblick in der Sofaecke. Die Petrollampe stand auf dem Tisch, in der Küche floss mit eintönigem Geplätscher das Wasser, die Vorhänge bewegten sich leise hin und her, sachte schlug der Rosenkranz an das Weihwasserbecherchen, und von Zeit zu Zeit rollte von ferne, verwischt oder getragen vom staubigen Gewitterwind, der Donner. Im Dachfirst unter den Ziegeln raschelte das Gefieder der Tauben. Wie tastende Finger glitten windgetriebene Blätter den Scheiben entlang.

Im Zuber stieg das Wasser, erreichte den Ausfluss des Schlauches, das Plätschern hörte auf, nur das Leitungsrohr summte noch. Therese ging in die Küche hinüber, drehte den Hahn zu, hob das kupferne Schiff aus dem Herd und schüttelte das dampfende Wasser in den Zuber. Dann ging sie in ihre Kammer und begann sich zu entkleiden. In einem hochgeschlossenen Hemde, dessen Saum den Boden berührte, kam sie aus der dunklen Türöffnung und überschritt die sandsteinerne Schwelle der Küche.

Das Hemd blähte sich, als sie in den Zuber stieg, dann fiel es allmählich zusammen und umschloss ihren Leib wie die Blätter einer welkenden Lilie. Das Grollen des Donners nahm zu. In den Eckfugen rieben sich die Balken aneinander. Eine leere Blechbüchse kollerte die Strasse herab, rollte der Hausmauer entlang, blieb liegen.

Sie sass in ihrem Bade, das Wasser war lau, beinahe kalt, sie bewegte sich nicht. Nach einiger Zeit begann sie zu frösteln; aber es war, als hätte sie darauf gewartet. Hinter den Jalousien wurde es gleissend hell. Der erste Blitz war niedergegangen. In seinem fahlen Widerschein leuchtete ihr Gesicht sekundenlang in der Farbe einer Herbstzeitlose auf.

„Heilige Maria Mutter Gottes, Gebenedeite ...“ hatte sie Zeit zu murmeln, dann fiel der Donner ein, mit einem mächtigen Schlag; leise verschoben sich die Wände in den Fugen, als wäre das Haus eine Arche. Durch die offene Türe hörte sie das erschreckte Flattern der Elster in ihrem Käfig. Draussen rauschte der Regen nieder, kalte Luft wehte durch die Wohnung, die Türglocke schlug leise an, der Lappen war vom Klöppel gefallen. Der Sturm brauste über das Gebäude, in den Schränken klirrte das Geschirr, ein Ziegel wurde aus dem Dach gehoben, er rutschte die Schräge herab auf die Strasse, zerschellte.

Therese erhob sich, nahm das wehende Leintuch vom Tisch, und während ihr Hemd langsam im Zuber zusammenfiel, stieg sie, mit dem Lacken bedeckt, aus dem Bad. Sie fror. Ihr ganzer Leib wurde geschüttelt, ihre Kiefer zuckten. Aber sie trat an das Fenster und blickte durch die Spalten der Jalousien hinaus. Die Strasse herab floss ein reissender Strom. In kurzen Abständen leuchteten die Häuser jenseits der Strasse im gelben Licht der Blitze auf.

Auf einmal sah sie, dass an der Mauer gegenüber ein Mann stand, das Wasser troff von der Krempe seines Hutes. Das Weisse seiner Augen schimmerte während den Blitzen auf und sie konnte sehen, dass er heraufsah. Dann versank er wieder im Dunkel.

Sie fühlte die Kälte des nassen Linnens auf ihrer Haut. Mit der einen Hand hielt sie das Tuch über ihrer Brust

zusammen, mit der andern stützte sie sich auf den Fensterriegel. Zu ihren Füssen sammelte sich das Wasser in einer kleinen Lache. Sie wartete den nächsten Blitz ab, um ihn noch einmal zu sehen.

Er lehnte mit dem Rücken an der Mauer, die Hände in den Taschen, seine Füsse standen im Wasser, seine Haltung war gleichgültig, trotz dem Toben der blechernen Himmel über ihm; er musste völlig durchnässt sein.

Sie lehnte die Stirne an das Fensterkreuz, ihre Augen waren unbewegt, doch im Frost zitterten ihre Wangen. Aber es wurde mit der Zeit ein heftiges, ein immer heftigeres Nein daraus. „Nein", murmelte sie, „nein." Sie hörte das Rauschen des Regens in der Nacht, sie hörte den rieselnden Strom, der den Mauern entlang lief. Im Dunkel schüttelte sie den Kopf, töricht wehten die Haare über ihrer Stirne. Sie wehrte sich gegen etwas, das in ihr Einzug halten wollte, weil sie so, wie aus der Taufe gehoben, einander gegenüber standen; denn das Wasser lässt die Menschen fühlen, wie nackt und arm sie sind.

*

Flammend und flackernd folgten sich ununterbrochen die Blitze. Nur kurze nächtliche Pausen störten den fahlblauen Tag mit seinen donnernden Horizonten. Jenseits der Krempe von Bielis Hut, von dessen Rand die glitzernden Tropfen rannen, flimmerte die Mauer an Theresens Haus. Unter dem durchweichten Stoff atmete sein warmer Körper ruhig und das Wasser verlor seine Kälte. Seine Augen wanderten dem Haus entlang, von Fenster zu Fenster, hafteten an den Spalten der Jalousien.

Der Regen hört mit einem Male auf. In das abziehende Echo des Donners hinein wetterleuchtete es noch einige Male; dann gewann die ruhige Nacht die Oberhand. Er stand noch eine kurze Weile, dann ging er das Strässchen hinab. Sein Fuss stiess an die leere Blechbüchse, die am Fusse der Mauer lag und sie rollte von neuem ein Stück weiter.

Die Bäume flirrten im kühlen Wind, die Tropfen glitten zögernd über die glatten Blätter hinab, die warme Erde schluckte sie. Sein Kleid dampfte. Schon leuchteten trockene Flecken auf der Asphaltstrasse. An den Rändern der zerzausten Wolken schimmerte das Mondlicht und die Stämme der Birken standen wieder weiss im Moor. Wenn der Wind nachliess, stieg es warm und lebendig wie Atem aus dem Boden. Die Pflanzen feierten ein lautloses Gelage, sie saugten, sie schlürften, sie tranken sich prall, der Wasserdost an den Grabenrändern, der Weiderich, der Wolfsfuss; die Büsche des Sanddorns und der Erlen richteten sich auf, dehnten sich. Die Blumen begannen sich zu öffnen, zu schmücken; morgen im schrägen Licht der frühen Sonne würden sauber und rund die gläsernen Tropfen auf den fettigen Blättern der Fleischfresser ruhen, würden die Ringelnattern träge, fremd wie Negerschmuck, zwischen den steifen Enzianen und den gelben Iris liegen.

Bieli fühlte das lautlose Leben der Nacht. Mit jedem Schritt, den er tat, stieg aus der Erde eine warme Kraft in seinen Gliedern empor, sammelte sich in seiner Brust, und sein Atem genügte nicht mehr. Die Einsamkeit umwitterte ihn und wollte zu einem Laut werden. Er sah in das Dunkel vor sich hinein, in den Ohren hatte er ein Summen und in den Augen ein Begehren nach Licht, das drängte wie Heimweh. Die Strasse war zu kurz für seine eiligen Schritte, schon ging er über die Brücke von Grynau. Die Linth war angeschwollen und floss eilig und rauschend in das Dunkel hinüber.

Als er den Riedweg betrat, stand der Mond in der Tiefe eines Wolkenlochs und er sah, dass der Himmel bewegt war. Bestrahlte Nebelfetzen jagten über die Schilfspitzen hinweg ostwärts; ihm war, als hörte er dabei den misstönenden Vierklang der übenden Trompeten.

Auf einmal tauchte der Schatten der Riedscheuer vor ihm auf. Er stand still und betrachtete sie. Sein Leib setzte sich in Bewegung, und er zögerte nicht, ihm zu folgen. Die Türe war verschlossen. Er fasste mit beiden Händen die Klinke, legte die Stirne an das Holz und der Riegel splitterte aus dem Rahmen. Der vordere Teil der Scheune war leer. Durch die offene Türe kam ein lichter Strahl hinein. Die Luft stand warm, dick, bewegungslos, und die aufgestapelten Streubünde strömten einen satten Geruch aus. Bieli fühlte das Klopfen seines Herzens. Langsam ging er durch die Mitte der Scheune und seine Schritte widerhallten hoch oben im Gebälk. Irgendwo raschelten Mäuse.

Dann kniete er vor der Streumauer nieder. Mit seinem Messer schnitt er unten, nahe dem Boden, ein Loch heraus, gross wie ein Kopf. Es ging mühsam, die Schneide knirschte in den trockenen Schilfrohren, ein wenig Schweiss rann über seine Stirne, er stiess den Hut mit dem Handrücken zurück. Die Türe stand offen und von draussen her führte ein blauer Weg bis an die Grenze des Dunkels, in dem er kniete.

Als das Loch armtief war, füllte er es wieder locker mit losen Streuehalmen. Er langte nach seiner alten Streichholzbüchse, die aus dem Horn einer Kuh geschnitten war, verschob mit dem Daumen den kleinen Blechdeckel, zog ein Schwefelholz hervor. Er wartete, bis die blaue Flamme vorüber war, dann legte er es unter die losen Halme in das Loch. Die Streue fing sofort Feuer.

An der Türe stiess er den Riegel zurecht und hängte das Schloss ein. Er wandte sich ins Ried, tat dreissig Schritte im Schilf, setzte sich nieder und blickte in den Himmel.

Das Warten tat ihm weh. Auf einmal hörte er es knistern, der Wind trug den Brandgeruch herüber, ein einziger Funke schoss in den Himmel, beschrieb einen Bogen wie ein Komet, sank und verglühte zu seinen Füssen. Das nasse Dach begann zu dampfen. Fahlweiss stand hinter dem Schilf eine Rauchwolke auf; ihr unterer Rand war rot.

Er blickte aufmerksam unter seinem Hut hervor. Seine Hände zitterten. Plötzlich prasselte das Gebälk, eine Fontäne glühender Funken schoss empor, der Himmel wurde glühend rot.

In Tuggen blies das Horn. Ein wenig später antwortete Uznach. Um ihn herum wurde es taghell von der turmhohen Flamme, die nun frei flackerte.

Seine Augen waren hungrig gewesen. Nun schauten sie in das Feuer, bis er auf der Strasse die Wagen rasseln hörte. Dann ging er in das Ried hinein.

Er war ein williger Bewohner seines Körpers. Er vertraute auf ihn wie auf ein gutes Floss, das ihn auf dunklen Strömen durch die Nacht trieb. Die lodernden Fackeln bezeichneten die Stellen, wo er gelandet hatte.

*

Therese lag in ihrem hochgerüsteten Bett in der Kammer, halbwach, das Haus war still geworden. Ihr Haar war in ein Tuch gebunden, ihr Mund war geöffnet, ihre Augen geschlossen, die Hände lagen flach auf der Wölbung der Decke.

Unter dem Bett stand eine niedere hölzerne Kiste. Sie war angefüllt mit Rechnungsbüchern, Briefen, Dokumenten. Ein Schloss hing davor.

Die Kirche von Uznach schlug beschaulich an, sie zählte die Schläge, hörte ihrem schwachen Echo nach, bis es sich in der Stille verlor.

Sie seufzte ganz leise. Endlich waren alle Stimmen dieses Tages erloschen. Ihr Ohr war müde. Den ganzen Tag war sie herumgegangen, mit Augen, die nach innen gerichtet waren. Aber der Ansturm der Welt erfolgte an dem dünnen Häutchen des Gehörs mit einer endlosen Kette von Lauten, die ihr Nachricht brachten von aussen.

(Fortsetzung folgt)